Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., A.: Zustände und Aussichten in Oestreich. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Lehrer und Erzieher der Jugend; ja die Kaiser Tiberius und Claudius hatten unverhohlen geäußert, er sei der Letzte, dem man Knaben und Jünglinge anvertrauen dürfe. Aber alles half nichts; die Menge ließ sich durch den Flitterschein seines Wissens blenden und Palämon, wenn er seine Memoiren geschrieben hätte, würde wohl nicht den Titel „der Vielgeplagte" gewählt haben, sondern vielleicht den passenderen: Mundus vult decipi!

Zustände und Aussichten in Oestreich.

1.

Das übliche Neujahrsgeschenk der östreichischen Regierung für ihre getreuen Völker ist auch diesmal nicht ausgeblieben. Der Minister Bach seligen Andenkens liebte es bekanntlich, mit der Verkündigung neuer Gesetze, ersehnter Reformen, mitunter auch unerwünschter Anleihen die Welt zum Jahresschlusse zu überraschen. Bei dieser Sitte ist es auch seither geblieben. Die Wiener Zeitung vom 31. December und der Moniteur vom 2. Januar, welcher Napoleons Neujahrsrede mittheilt, spannten regelmäßig die Neugierde aller Politiker und das erstere Blatt befriedigte sie auch gewöhnlich. Das Angebinde zu diesem Jahre besteht aus dem Wehrgesetze, welches auch in Oestreich ein Volksheer schaffen will, aus der Einberufung eines außerordentlichen Reichstages zur Regelung der Verfassungsfrage und aus dem Finanzberichte des Grafen Larisch, welcher in dürren Worten constatirt, daß im Jahre 1866 in „Galizien und Bukowina Hungertyphus, in Ungarn allgemeiner Nothstand herrschte, in Steiermark und Kärnthen die Verarmung in bedenklicher Weise zunahm, bei dem Ausbruche des Krieges nur Böhmen, Mähren und Schlesien steuerfähig waren, der Steuerausfall in den ersten fünf Monaten siebzehn Millionen betrug".

Zu politischem Grübeln wäre also ein reicher Stoff geboten. Aber nicht genug daran. Oestreichs Lage ist nachgrade ein Gegenstand europäischer Sorge geworden und wenn das Wort vom kranken Manne jemals Sinn hatte, in Bezug auf den Kaiserstaat trifft es zu. Der kranke Mann ist nicht fern in der Türkei zu suchen, im Herzen Europas hat er sein Schmerzenslager aufgeschlagen. Wer ehedem in Oestreich lebte, hörte wohl hier und da selbst von guten Patrioten, ja grade von den besten und wohlmeinendsten Männern den Staat

verfluchen und daß das wüste Conglomerat von Ländern und Stämmen bald zusammenbreche, wünschen. Aber das geschah leise, nur unter den vertrautesten Freunden und wurde geäußert, wie man eben Träume ausspricht, ohne die Ahnung möglicher Erfüllung. Daß sich laut und öffentlich der Gedanke eines zerfallenden Oestreichs kundgiebt, daß in einer politischen Versammlung in Wien der Kronprinz Rudolph als Romulus Augustulus bezeichnet, im böhmischen Landtage die Schlacht am weißen Berge als das größte Unglück der Nation dargestellt, die freie Fürstenwahl als ein praktisch wichtiges Recht proclamirt wird, mußte auch den Insassen der Hofburg den Schrecken in die Glieder jagen, wenn man hier nicht Hoffen und Fürchten längst verlernt und das in den Tag Hineinleben zum Grundsatze angenommen hätte.

Was in Oestreich vorgeht, ist keine innere Frage mehr, ganz Europa ist daran interessirt und vor allem wir Preußen haben alle Ursache, mit der größten Aufmerksamkeit den Verlauf des Processes, — ist es ein Proceß der Neubelebung oder der Zersetzung? — zu beobachten. Mit dem reorganisirten Oestreich, das die Kraft zu existiren in sich selbst findet, können wir friedlich abrechnen und freundliche Beziehungen unterhalten. So weitverbreitet auch in Oestreich der Glaube ist, daß Bismarck auf den Verfall des Kaiserreichs speculire, jeder Preuße in Erbfeindschaft gegen Oestreich erglühe, so wenig ist derselbe doch in Wahrheit begründet. Unser Kampf galt Oestreich als dem Hort der deutschen Kleinstaatsmisère, galt seinen unberechtigten Ansprüchen auf die Herrschaft in Deutschland. Mit Oestreich, welches seinen Schwerpunkt nicht mehr außerhalb seiner Grenzen sieht, nur Culturinteressen mit Deutschland gemeinsam hat, drohen uns keine Conflicte. Dagegen sind wir uns dessen wohl bewußt, daß ein so gewaltiger Körper nur nach heftigen Zuckungen absterben kann. Gewinnen auch die leitenden Kräfte in Wien die Ueberzeugung, daß für den Staat die Wege der Regeneration versperrt sind, so werden sie noch einen und den andern Verzweiflungsstreich wagen, um auf dem alten gezwungen verlassenen Wege die Macht, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder zu erringen. Solchem desperaten Streiche zu wehren, den Arm des Wahnsinnigen zu lähmen, ehe er uns verwundet, ist unsere Pflicht.

Wenn sogar das ultraconservative „Vaterland" das Bekenntniß ablegt, so wie bisher gehe es nicht weiter, so sind wir wohl des Beweises von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände enthoben. Darüber ist alle Welt einig. Was aber an die Stelle des Alten treten soll, weiß niemand zu errathen, positive Rathschläge wagt niemand zu ertheilen. Wie häuften sich in früheren Jahren die Verfassungsprogramme, mit welcher Gewißheit proclamirte jede Partei die glänzendsten Erfolge für den Staat, wenn er ihre Grundsätze annähme. Jetzt weist man nur achselzuckend auf die Schwierigkeiten hin, welche sich der Constituirung des Gemeinwesens entgegenstellen, selbst politische Char-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

latane verzichten darauf, an der östreichischen Verfassungsfrage ihre Kunst zu zeigen.

Soll etwa der Kaiser den Knoten einfach zerhauen, einen Staatsstreich wagen und im Namen der materiellen Interessen, die in dem ewigen Verfassungsstreite so furchtbar leiden, die absolute Gewalt an sich reißen? Im Anfange der funfziger Jahre erging man sich in allerhand Dictaturgelüsten, pries Louis Napoleon als nachahmungswerthen Helden; man verstand ihn aber nur in einem Punkte wirklich nachzuahmen, in dem brutalen Umsturze der Verfassung. In allem Uebrigen blieb es bei Velleitäten, die die Furcht vor der absoluten Gewalt bald in Verachtung verwandelte. Was damals nicht gelang mit verhältnißmäßig frischen Kräften, bei gehobenem Selbstvertrauen, matten, ruhebedürftigen Völkern gegenüber, damit kann man jetzt noch weniger durchdringen, wo nur ausgeschwitzte Staatsmänner und muthlose Politiker zu finden sind. Die vollständige Unfruchtbarkeit des Absolutismus von 1849—59 hat, es mag vielleicht paradox klingen, etwas Beängstigendes. Denn es brach sich derselbe nicht an dem zähen Widerstande, an der Opposition der Regierten: durch die Unfähigkeit der Staatslenker ging er zu Grunde. Eine Machtfülle, wie selten zuvor, war in ihren Händen angesammelt, selbst ein gewisser Schein des Rechts mangelte nicht. Inmitten der allgemeinen Zerfahrenheit, des Kampfes Aller gegen Alle konnte der höhere Staatswille nur durch greifbare Härte sich geltend machen. Aber diese rücksichtslose Zurückweisung aller Sonderrechte mußte durch das Angebot eines reichen Culturlebens gesühnt, durch materielle Vortheile ersetzt werden, was an Rechtsformen verloren ging. Zehn Jahre eines absolutistischen Regiments brachten jedoch nur ein Resultat: Theatralisch geputzte Gensdarmen, deren jeder für sich die Ehren von Geßlers Hute in Anspruch nahm.

Von dem Alpe einer absolutistischen Reaction, wie sie 1849—1859 herrschte, sind die östreichischen Völker befreit. Aber auch das einigende constitutionelle Band ist ihnen abhanden gekommen. Von dem Augenblicke an, wo wir uns überzeugten, der kremsierer Verfassungsentwurf sei einfach ein historisches Actenstück, für seine Verwirklichung erhebe sich keine Partei, sein Inhalt sei aus der Erinnerung ausgewischt, sanken unsere Hoffnungen, jemals eine constitutionelle Ordnung in Oestreich herrschend zu sehen. Unter den Protokollen des kremsierer Verfassungsausschusses stehen die Namen Lesser und Bresil, Hein und Smolke, Fischhof und Rieger, Pinka und Palazky, Jachimovicz und Ziemialkowsky friedlich neben einander. So gut ist es Oestreich nie wieder geworden, die Vertreter der verschiedenen nationalen und politischen Parteien haben sich seitdem nicht mehr zu einem gemeinsamen Werke verbunden. Die kremsierer Verfassung war ein ehrliches Compromiß zwischen Deutschen und Slawen, zwischen Föderalisten und Centralisten. Als der Verfassungsausschuß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— er hatte glücklicherweise sich erst nach dem Octoberaufstande constituirt — zusammentrat, war der revolutionäre Rausch bereits verflogen, der träumerischen politischen Phantasie von dem praktischen Verstande das Feld wenigstens theilweise abgewonnen worden.

Die Partei, welche in dem Kaiserreiche nur einen Haufen zusammengeworfener Werksteine sah, die sich bei neuen politischen Bauten besser verwenden lassen und deshalb den Haufen auseinanderschlagen wollte, hatte die Flucht ergriffen oder sich in verzagtes Schweigen gehüllt, die Anhänger des Hofes, die Beamten glaubten noch nicht, auch ohne Zugeständnisse mit der Revolution fertig werden zu können. Die extremen Meinungen nach rechts und links regten sich nicht, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Provinzen und Stämme machte sich in hohem Grade geltend, man sah die Nothwendigkeit einer Einigung ein, weil namentlich kein außerdeutscher Stamm für sich hinreichende Lebenskraft besaß, man erkannte auch die Möglichkeit derselben. Das praktische Beispiel der Verträglichkeit bewies der kremsierer Reichstag und je länger er tagte, eine desto geringere Macht übten die anfangs so schroffen nationalen Gegensätze auf seine Beschlüsse aus. Die streng politischen Grundsätze des kremsierer Verfassungsentwurfs lassen sich nicht anfechten, sie trugen, um Dauer zu gewinnen, viel zu sehr die Spuren der achtundvierziger Stimmung an sich, sie waren zu stark von der betäubenden Märzluft durchzogen. Das Problem, innerhalb der durch die östreichische Staatsidee gebotenen Grenzen den einzelnen Nationalitäten und Provinzen gerecht zu werden, löste eben die kremsierer Verfassung vollkommener als jede spätere Constitution.

Doch was nützt die Trefflichkeit einer Verfassung, wenn sie nun einmal zu den begrabenen und vergessenen Dingen gehört. In Briefen, die zwischen den Mitgliedern des kremsierer Reichstags gewechselt wurden, hallte die Erinnerung an sie bis etwa in die Mitte der funfziger Jahre nach. Der alte wackere Viser in Linz gönnte wenigstens im Postscriptum der kremsierer Thätigkeit ein freundliches Wort, der viel zu früh verstorbene Pinka in Prag hielt das kremsierer Werk hoch in Ehren, auch aus Fischhofs, des Vielgeprüften und doch Ungebrochenen, Munde vernahm man ein billiges Urtheil, aber die große Masse des Volks, die spätere Generation der Politiker weiß nichts mehr von Kremsier. Die Czechen beeilten sich, zu ihrer unfruchtbaren föderalistischen Doctrin zurückzukehren, die Polen waren froh, auf eigene Faust wieder Intriguen schmieden und ihren Phantasien nachgehen zu können, die deutschen Liberalen in Wien, insbesondere die Helden des juridisch-politischen Lesevereins, hielten sich für viel zu vornehm, um einen Verfassungsplan, den sie nicht selbst geschaffen, zu stützen. Die Clique, die mit Bach gute Freundschaft pflegte und dann mit umgewendetem Rocke unter Schmerling diente, konnte es niemals verschmerzen, daß sie im Jahre 1848 zum Kegelschieben in Döbling und anderem still ländlichen Zeit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vertreib verurtheilt war, während bloße Provinzler, in den Augen des echten alten Wieners untergeordnete Creaturen, das große Wort im Reichstage führten. Es mag conservativer scheinen, daß man auch nach dem Sturze des Absolutismus 1859 nicht an die achtundvierziger Vorgänge anknüpfte, es mag dem Organisationstalente der östreichischen Staatsmänner schmeicheln, daß jeder neue Verfassungsentwurf von der früheren Gestaltung des Landes absieht: in der Thatsache, daß der kremsierer Verfassungsentwurf ganz vergessen werden konnte, sehen wir nur den Beweis, daß das östreichische Gemeingefühl an Stärke verloren hat. Für den kremsierer Verfassungsentwurf stand die entschiedene Majorität der östreichischen Völker ein, für die Verfassungspläne, die in den letzten Jahren auftauchten, können immer nur Minoritäten gewonnen werden.

Zu den trefflichen statistischen Tabellen, welche Ficker vor vier Jahren (Bevölkerung der östreichischen Monarchie, Gotha, Perthes) herausgegeben hat, fehlt eigentlich ein Supplementheft, welches die Verbreitung der centralistischen, dualistischen und föderalistischen Politik graphisch darstellte. Die schwersten Bedenken gegen die Durchführung irgendeines der letzthin gepriesenen Verfassungspläne würden dann erwachen. Der Centralisation, wie sie das Februarpatent verkündigt, sind nur die Deutschen und Ruthenen, bedingungsweise vielleicht auch die Rumänen in Siebenbürgen zugethan, also höchstens 39 Procent der Gesammtbevölkerung; 53 Procent (Magyaren und Slawen) stehen in leidenschaftlicher Opposition. Der Dualismus, die Trennung Oestreichs in zwei Hälften, in deren jeder wieder die Centralisation herrschte, kann wieder nur auf die Stimme der Magyaren und eines Bruchtheils der Deutschen, etwa 25 Procent rechnen, gegen den Föderalismus endlich würden sich die Deutschen, Magyaren, Ruthenen einmüthig erheben, also würde nahezu die Hälfte der Bevölkerung, wobei das Gewicht Wiens, der Einfluß des ungarischen Adels und die Traditionen des Hofes, die durchweg antislawisch sind, noch auf die Wagschale gelegt werden müssen. Diese Schwierigkeiten werden in tonangebenden Kreisen keineswegs übersehen. Eben weil kein Verfassungsprincip sich in Oestreich rein verkörpern läßt, weil es auf das Balanciren der verschiedenen Systeme vorzugsweise ankommt, konnte nicht der gewöhnliche Weg eingeschlagen, mußte das außerordentliche Ziel auch durch außerordentliche Mittel erreicht werden. Zu den letzteren rechnet man denn die Berufung des Herrn v. Beust aus dem sächsischen in den östreichischen Staatsdienst.

Oestreichische Journale ließen sich durch ihre Abneigung gegen alles Fremde zu der Frage verleiten: Was will Herr v. Beust von Oestreich? und waren indiscret genug, auch Verhältnisse zu berühren, welche die heiligsten Privatgefühle des Herrn v. Beust verletzen mußten. Wir begnügen uns zu fragen: Was soll Herr v. Beust in Oestreich? Daß wir das Porträt, welches officiöse Blätter von dem Vielgewandten, Vielduldenden entwarfen: Herr v. Beust in weißem

Friedenskleide mit dem Oelzweige in der Hand, nicht ähnlich finden, wird dieser selbst begreifen. Hätte er in Ischl und dann in Prag dem östreichischen Hof keinen andern Rath zu ertheilen gewußt, als: Liebet euch, Kindlein, und küsset die Hand, die euch züchtigt, so wäre ihm gewiß in höflicher aber entschiedener Weise die Thüre gewiesen worden. Herrn v. Beusts Rechtstitel war sein persönlicher Haß auf Bismarck, seine Ansprüche auf das höchste östreichische Staatsamt gründeten sich auf seine Lust und seine Fähigkeit, an Preußen Rache zu üben. Er hat wohl nicht in einen rothen Mantel gehüllt, bei fahlem Fackelscheine mit gezücktem Dolche eine Rachearie gesungen, er hat aber nichts gethan, um die von ihm gehegten Erwartungen zu zerstören, wenn man seine Tendenzen falsch auffaßt, die Irrthümer zu zerstreuen. Die Stimmung am Hofe ließ sich doch nicht mißverstehen. Man denkt daselbst etwa so, wie Hauptmann Vivenot sich die ganze Sachlage vorstellte. Nachdem Hauptmann Vivenot den preußischen Staat in seinem berüchtigten Buche über den Herzog von Sachsen-Teschen mit der Feder vernichtet hatte, wollte er ihm auch mit dem Schwerte Garaus machen. Er sammelte einzelne Versprengte und Marodeurs der östreichischen Armee, zog noch mehre Bauern an sich und führte an der Spitze dieser Bande, Landsturm genannt, in den böhmisch-schlesischen Grenzdistricten Krieg mit den Telegraphendrähten und Proviantfuhren. Auch Proclamationen streute er mit freigebiger Hand aus, in welchen er den unerhörten Frevel Preußens enthüllte. „Der Kurfürst von Brandenburg" wagt den Kaiser mit Fehde zu überziehen. Ob die böhmischen Bauern Vivenots Entsetzen theilten, wissen wir nicht, das aber ist uns genau bekannt, daß in den höchsten Kreisen das Wagniß Preußens gleichfalls als ein unerhörtes galt, als eine Auflehnung gegen die höhere Autorität angesehen wurde und daher der glorreiche Erfolg der Rebellion auf das tiefste verletzte. Oestreichs Niederlage erscheint nicht als ein Unglück, sondern als eine Schande, die um jeden Preis gelöscht werden müsse. Und bei einer solchen Stimmung soll die Mahnung, zu vergeben und zu vergessen, Eindruck gemacht haben? Die Freunde des neuen östreichischen Ministers können höchstens behaupten, daß auch noch andere Eigenschaften desselben zu seiner Berufung führten. Er kam mit den leitenden wiener Kreisen zu einer Zeit in Berührung, in welcher sich dieselben in ohnmächtigem Grimm verzehrten, was zu thun und zu lassen sei, platterdings nicht wußten. Sie erwarteten, den Herrn v. Beust noch rathloser und niedergeschlagener zu finden. Wie erstaunten sie, als sie in ihm nicht allein die Zuversicht zu sich selbst, den Glauben an seinen Stern ungebrochen entdeckten, sondern von ihm auch erfuhren, daß noch eine ganze Apotheke voll von untrüglichen Heilmitteln für Oestreich existire. Oestreich fehle nur der Muth, wieder groß und mächtig zu werden. Es müsse nicht alle Fragen und Gefahren wie bisher an sich kommen lassen, sondern ihnen herausfordernd die Stirne bieten, es müsse die Initiative

ergreifen, bei allen Actionen in erster Linie stehen, dann könne es nicht fehlen, daß es zur alten Herrlichkeit emporsteige. Es klage über seine Isolirtheit, sind denn aber nicht die depossedirten und auch die auf Wartegeld gesetzten deutschen Fürsten seine natürlichen Bundesgenossen, gebe es nicht tausend Mittel, um sich die Freundschaft Frankreichs zu sichern? Da sei die polnische Frage. Wenn man sie wieder in Fluß bringe, bereite man Preußen eine schwere Verlegenheit, erobere sich die Gunst der öffentlichen Meinung Europas, zwinge Frankreich aus der reservirten Stellung herauszutreten. Da sei die orientalische Frage. Man müsse Rußland die Sympathien der christlichen Bevölkerung in der Türkei abgewinnen, auf diese gestützt sich den Westmächten unentbehrlich machen. Kein Zweifel, daß diese für Oestreichs Cooperation sich erkenntlich beweisen werden. Es ist gewiß schnöder Undank, wenn Herr v. Beust für seine Rührigkeit von manchem mürrischen Altösterreicher mit dem Namen eines Farceurs beschenkt wird. Der Sorge können aber auch wir uns nicht entschlagen, daß der elastische Staatsmann dem schwerfälligen östreichischen Körper zu viel zumuthet. Durch die Theilnahme, die er den Polen widmet, hat sich Herr v. Beust allerdings den Dank der Ultramontanen gesichert und das Mißtrauen, mit welchem kirchliche Würdenträger anfangs den protestantischen Minister des kaiserlichen Hauses betrachteten, verscheucht. Die römische Curie hat bekanntlich mit der Bekehrung der orientalischen Christen kein sonderliches Glück. Was kann sie ihnen auch bieten? Einen pomphaften Cult? diesen besitzen die orthodoxen Griechen in ungleich reicherem Maße. Den wirksamen Schutz der Heiligen? Die griechischen Heiligen sind aber viel tractabler, sie lassen sich zwingen, ihren Verehrern zu helfen, stehen auf einem ganz vertrauten Fuße mit ihren Bekennern. Zum wenigsten soll aber die griechische Kirche nicht ausschreiten, nicht die Grenzen der lateinischen Christenheit einengen. Mit banger Furcht sieht die Curie das griechisch-orthodoxe Element in Polen vordringen. Wer es mit Polen hält, vertheidigt auch die Rechte der Kirche. Zur Sicherung seiner persönlichen Stellung bedient sich daher Herr v. Beust eines trefflichen Mittels, wenn er sich zum Gönner der Polen aufwirft. Gewiß hatte es aber auch gute Gründe, daß ein so eminent östreichischer Staatsmann, wie Graf Stadion, von der polnischen Wirthschaft nichts wissen wollte. Eine dauernde politische Agitation in Galizien ist mit dem wirthschaftlichen Ruine des Landes gleichbedeutend. Der Finanzminister mag Herrn v. Beust sagen, ob die ökonomischen Verhältnisse in Galizien so geartet sind, daß sie eine tiefere Störung vertragen können. Dann aber muß Herr v. Beust mit sich darüber fertig sein, ob Oestreich eine seiner größten und militärisch wichtigsten Provinzen verschenken kann.

Fühlen sich die Polen stark genug, um loszuschlagen, um Rußland und Preußen, wie Herr v. Beust hofft, eine ernste Verlegenheit zu bereiten, so werden sie auch die Bande, die sie an Oestreich knüpfen, zerschneiden. Wir fürchten aber

für den Ruhm des Herrn v. Beust, daß sie auch jetzt wieder den rechten Zeitpunkt übersehen, zu früh oder zu spät die ihnen zugemuthete Rolle zu spielen anfangen werden und die Verlegenheit nur auf Herrn v. Beust und den von ihm geleiteten Staat zurückwerfen. — Eine noch größere Vorsicht möchten wir ihm in der Behandlung der orientalischen Frage empfehlen. Denn mit Polen mag er in seiner früheren Stellung sich vertraut gemacht haben, schwerlich aber hatte er in Dresden Muße, die verschlagene List südslawischer Führer zu studiren. Wir bedauern Herrn v. Beust, wenn es wahr ist, was die Zeitungen verkündigen, daß er die thatkräftige Politik Oestreichs im Orient mit der Unterstützung der katholischen Bosniaken beginnt. Das ist der kürzeste Weg, das Mißtrauen der griechisch-katholischen Bevölkerung — und diese giebt den Ausschlag — zu wecken. Wir würden ihn aber noch mehr bedauern, wenn er wirklich von Garaschanin und Marinovich sich in das Schlepptau hätte nehmen lassen und Serbiens Forderungen an die Pforte unter Oestreichs Schutz nehmen wollte. Frankreichs Wohlwollen kann sich Herr v. Beust damit erkaufen, denn beide Männer sind Frankreichs anerkannte Schützlinge, haben ihren Feldzugsplan längst in Paris verabredet. Schwerlich wird es aber zu Oestreichs Vortheil ausschlagen, wenn auch unter seine südslawische Bevölkerung der Keim der Agitation geworfen, die Gravitation nach Belgrad noch stärker wird, als es schon jetzt der Fall ist. Schwerlich wird es Oestreich kräftigen, wenn die Magyaren zu einem Verzweiflungskampfe getrieben werden, um sich der Einschnürung durch slawische Staaten zu entziehen. Es giebt keinen ungarischen Politiker, der nicht die größte Gefahr für sein Vaterland in der Zerstückelung der Türkei, in der Erweckung selbständiger südslawischer Staatskörper erblickte. Herr v. Beust fand freilich erst lange nachdem er das Ministerium angetreten hatte, Muße, sich in den ungarischen Angelegenheiten zu orientiren, diese Thatsache aber, daß die Ungarn alles eher dulden werden als die Schöpfung eines Mittelpunktes für die südslawische Agitation, war ihm gewiß nicht unbekannt. Kein östreichischer Staatsmann wird mit verschränkten Armen zusehen, wenn die türkische Erbschaft zur Vertheilung kommt, aber kein östreichischer Staatsmann, der nicht ganz und gar der Lust zu intriguiren verfallen ist, wird noch bei Lebzeiten des Erblassers die Hand auf ein Beutestück ausstrecken. — Der Sieg der nationalen Politik in Italien und Deutschland hat Oestreich blos auf seine natürliche Machtsphäre zurückgewiesen. Der Triumph derselben im Osten würde den Kaiserstaat auseinandersprengen. Die Nachrichten, daß Herr v. Beust den Ungarn günstig gesinnt sei und daß er ein kräftiges Protectorat über die christlichen Stämme in der Türkei führen wolle, widersprechen einander. Thut er das Eine, so muß er das Andere lassen. Der Ausgleich mit Ungarn ist aber nicht allein dringender, sondern auch möglicher als der Gewinn einer festen Position im Orient. Die östreichischen Finanzen wissen davon zu erzählen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

was dem Staate der unüberlegte Streich des Fürsten Schwarzenberg, den montenegrinischen Protector spielen zu wollen, kostete. Der Ausgleich mit Ungarn ist möglicher, aber nicht wahrscheinlich, wenn die Einberufung des außerordentlichen Reichstages nach Wien das letzte Wort ist, welches die Regierung in dieser Sache zu sprechen weiß.

Wir begreifen, daß die Regierung nach einem Ausweg suchen mußte, um aus der unseligen Lage, in welcher sie sich seit einem Jahre befand, herauszukommen. Das Februarpatent, das gestehen auch seine Vertheidiger ein, hat nur taube Frucht getragen, das Sistirungspatent war eben nur der Ausdruck absoluter Rathlosigkeit. Bei letzterem konnte man nicht länger bleiben, zu ersterem nicht füglich wieder zurückkehren, nachdem außer den Czechen auch die Polen und die deutschen Autonomisten dem Februarsystem untreu geworden sind. Die Regierung mußte also einen Staatsstreich wagen. Daß sie dieses aber nur in verschämter Weise that und nicht den Muth zu einem unverschämten Staatsstreiche fand, ist in ihrem und vielleicht auch im Interesse des Staates zu beklagen. Es wird ihr auch nicht der geringste Vorwurf erspart, sie kann sich aber über den Vorwurf nicht durch irgendeinen erreichten Vortheil trösten. Sie läßt die Landtage nach den Grundsätzen des Februarpatents zusammentreten, stellt es aber den Landtagen frei, ob sie die Abgeordneten zum Reichstage entweder aus den Gruppen der Großgrundbesitzer, Städte, Industrieorte, Landgemeinden, wie es die Februarverfassung vorschreibt, oder einfach aus der Landtagsmitte, wählen wollen. In diesem Belieben liegt der Rechtsbruch. Es wird dadurch keine beiläufige Bestimmung des Februarpatents, sondern sein Eckstein umgestoßen, das Princip der Majoritäten, welches die Februarverfassung sorgsam vermieden hatte, durch ein Hinterpförtchen verstohlen und heimlich eingeführt. Hätte die Regierung directe Reichstagswahlen ausgeschrieben oder wenigstens auch bei den Landtagswahlen gleiches Recht für alle proclamirt, so würde sie ein klares und vielbestechendes Princip verwirklicht haben. Den Anhängern der Februarverfassnng wäre das Protestiren erschwert worden, denn das Majoritätssystem besitzt nach constitutioneller Lehre den Vorzug vor dem Gruppensystem und den Ungarn hätte sich die Ueberzeugung deutlich eingeprägt, daß ihrem Parlamente eine wirkliche unverfälschte Volksvertretung gegenüberstehe. Jetzt hat die Regierung nur das erreicht, daß die Polen und Czechen etwas weniger unzufrieden sind als früher, wogegen unter den Deutschen und Ruthenen die Mißstimmung den höchsten Grad erreicht hat und die Ungarn über den halbwüchsigen Reichstag verächtlich die Achseln zucken. Die Tendenz des Ministeriums bei der Veränderung der Wahlordnung war offenbar, dem augenblicklich mit dem Adel verbundenen slawischen Elemente das Uebergewicht im Reichstage zu verschaffen. Wie stimmt das wieder mit dem Wunsche, die ungarische Angelegenheit endlich zu regeln, zusammen? Die Czechen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn sie consequent sind, müssen für die Theilung des ungarischen Reiches in vier oder gar fünf nationale Staatsgruppen stimmen. Neigt sich die Majorität dieser Ansicht zu, so reicht das hin, um das radicale Element in Ungarn wieder in die Höhe zu bringen, es genügt aber nicht, um die widerspenstigen Magyaren zu bändigen. Denn dann werden nicht nur die deutschen Demokraten wie im Jahre 1848, sondern auch die Conservativen gegen die Regierung auftreten und ob in der Armee, die an und für sich streng centralistisch gesinnt ist, die Lust groß sein wird, für die problematischen Figuren einer Slowakei, Magyarei, Walachei u. s. w. zu kämpfen, steht dahin. Hält die Regierung, wie noch immer behauptet wird, an einem dualistischen Programme fest, so hat sie durch den Ausschluß der Deutschen ihrer natürlichsten Bundesgenossen sich beraubt. Zwar hat der Dualismus unter den Deutschen bis jetzt nur wenige zerstreute Anhänger; überzeugen sie sich aber, daß die Centralisation nicht durchführbar sei, so werden sie doch noch eher zum Dualismus sich bekehren, als dem slawischen Föderalismus huldigen. Sie wollen freilich überhaupt nichts von dem außerordentlichen Reichstag wissen, denselben nicht beschicken. Die Demonstration wäre imposant, wenn in den rein deutschen Provinzen Einmüthigkeit herrschte. Sie ist auch nur in diesem Falle anzurathen. Können sich die Deutschösterreicher nicht einigen, bleiben die Deutschen in Böhmen und Niederösterreich bei der Weigerung, fügen sich dagegen die Steiermärker und Tiroler, dann wäre es besser gewesen, die Deutschen hätten nie mit dem „Nessuno" gedroht. Die Schule, die eine Minorität durchmachen muß, bleibt ihnen in keinem Falle erspart. Es ist eine harte, aber besonders für die Deutschösterreicher heilsame Schule.

A. S.

Neueste Romanliteratur.

Während das Jahr 1865 auf diesem Felde eine Anzahl Werke von bleibender Bedeutung zu Tage gefördert hat, wird von den 1866er Erzeugnissen das Meiste (eine glänzende Ausnahme davon macht das reizende jüngste Kind der reuterschen Muse) schon nach wenigen Jahren der Vergessenheit anheimgefallen sein. Je massenhafter — wie dies bereits in einer der letzten Nummern hervorgehoben wurde — die Production gewesen war, um so betrübender fällt uns die fast durchgängige Mittelmäßigkeit des Gebotenen auf. Indessen das Vorzügliche kann nicht immer neu, das Neue nicht immer vorzüglich sein und auch die bescheidenen Pflänzchen, die nur auf eine geringe Weile sich selbst und den Garten schmücken, dürfen auf flüchtige Beachtung Anspruch machen; während man andrerseits vom Unkraut, auch wo es in unscheinbarer Gestalt aufwuchert, die Beete säubern soll. Aus diesem Gesichtspunkte werfen wir einen Blick auf einige der jüngsten novellistischen Producte.

Immer zunehmenderer Beliebtheit erfreut sich die Feuilletonnovelle, die in kurzen pikanten Zügen den bequemen Leser der Neuzeit alltäglich oder allwöchentlich, je nach dem Verhältniß seines Bedürfnisses, zu amüsiren weiß. Einige Wenige haben sie wahrhaft künstlerisch zu gestalten gewußt; unter ihnen steht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG